

Nr. 170. Bromberg, den 27. Juli 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(14. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

12. Kapitel.

Die Nachricht von dem Turnier der deutschen Reiterin war durch ganz Mexiko gegangen. Alle Zeitungen brachten eingehende Artikel darüber. Auch auf der Farm „Zu den drei Korkeichen", Peter Otts einstiger Arbeitsstätte, hatte man davon in den Zeitungen gelesen. Freilich Roland, der Besitzer der Farm, interessierte sich wenig für derartige Dinge. Reitsport, Boxsport, Laufturniere, er begriff es nicht recht, wozu das gut war. Seine Indios ritten und boxten zu ihrem Vergnügen alle Tage. Und so ausdauernd im Laufen wie sie war sicher keiner dieser sogenannten Turnierberühmtheiten. Alles neumodische Sensationen, wie sie in großen Städten üblich sein mochten. Er hatte mit Großstadt nicht viel im Sinn. Für ihn gab es nichts Schöneres als eine Hazienda und dahinter die weiten Felder in dem lichten Glanz der Sonne; die Herden der Rinder auf der Weide mit dem mannshohen Gras. Die Hazienda „Zu den drei Korkeichen" hatte er sich unangetastet bewahrt. Alles andere Land war in Gemeinschaft mit anderen Teilhabern der Petroleumproduktion erschlossen worden. Aber die Hazienda „Zu den drei Korkeichen", seinen Liebling, bewirtschaftete er heute noch mit der gleichen Hingebung wie früher, obwohl er schon längst sich hätte irgendwo mit seinen Millionen zur Ruhe setzen können. Aber was waren Millionen gegen das Land hier? Geruhig sah er über die weite Prärie. Die Luft war sonnendurchflutet und von seidiger Bläue. Zikaden und Grillen summten ihr altes Lied, das urewige Lied der mexikanischen Weite. Dort hinter den Hütten kamen Indianerfrauen den Hügel hinauf. Sie hatten Krüge auf dem Kopf, in denen sie das Wasser vom Fluß zu ihrem Heim trugen. Barfuß gingen sie. Das schwarze Haar hing lang und offen herab. Sie hatten es am Fluß gewaschen. Nun trocknete es in der mexikanischen Sonne. Sie trugen lange rot- und grüngestreifte Röcke um die schmalen Hüften, weiße Blusen mit roter Stickerei und kurzen Ärmeln. Das Braun der Haut war fast schwarz gegen das kreidige Weiß. Über die Felder gingen die Männer. Sie rauchten bei der Arbeit. Sie ließen sich Zeit. Man hatte viel Zeit in Mexiko. Die Jungen, die mit draußen waren, balgten sich lachend herum. Weit hinten verdämmerten die Gebäude der Hazienda in dem blauen Sonnenglast. Die Orangen- und Nußbäume, die Zitronensträucher standen still in der aufgehenden Sonne. Die uralten Geräusche kamen gleichmäßig zu Roland herüber. Über die Mais- und Reisfelder trug sie der Wind zusammen mit dem schweren Duft. Muhen der Rinder, Wiehern der Pferde, leises Klopfen, wenn die Indianerfrauen die Maiskolben mit Hilfe eines schon entkörnten Kolbens ausklopften. Ein Pferdeknecht, man kann ihn nicht sehen, steht irgendwo und singt ein uraltes Nachlied. Seine Eltern haben es schon gesungen und seine Urgroßeltern. Und seine Urenkel werden es wieder singen. Aber zwischen dem schmelzenden Liebeslied kommt ein gotteslästerliches Fluchen. Roland muß lachen. Der Pferdeknecht schilt mit der Stute, die er striegelt. Und dann singt er unvermittelt weiter von Liebe und Sehnsucht. Eine Handmühle knarrt durch die Sonnenstille. Ein Papagei schreit, und alles, alles ist eine Melodie, so wundervoll, Roland möchte sie niemals vermissen.

Er reitet weiter. Dort hinten steht die Schafherde mit dem Hirten. Silbergrau quirlt sie durch das hohe Gras. Die Schafe gedeihen besonders gut in diesem Sommer.

Wenn wir solche Widder und Schafe drüben in Deutschland hätten, die einen derartigen Wollreichtum liefern, wäre es um manche Ortschaften besser bestellt, muß Roland jetzt wieder denken. Besonders unsere Bergschafe; anspruchsloseres Viehzeug gibt es auf der ganzen Welt nicht.

Im Geiste sieht er das deutsche Gehöft im Dithmarschen vor sich, seinen Heimathof. Die Eltern hatten es nicht halten können, weil das Vieh einer Seuche zum Opfer gefallen war. Mit diesen Rindern, diesen wollstrotzenden Schafen hätte man es zurückerobern können. Vierzig Jahre zwischen damals und heute — vierzig lange Jahre.

„Hallo, Vati!" Roland fährt aus seinen Träumen auf. Über die Prärie herauf kommt Conchita gejagt. Er sieht, wie ihre blonden Haare im Winde fliegen. Sein Herz wird warm. Wie er sie liebt, seine Einzige! Alle hängen sie hier an ihr. Bei allen auf der Hazienda ist Conchita der allgemeine Liebling. Man kennt sie ja freilich auch schon vom ersten Tage ihres Lebens an. Roland denkt zurück. Er hat das Land übernommen, auf dem schon seit Hunderten von Jahren die alteingesessenen Indianerfamilien leben. Er hatte sie nicht davongejagt, wie sie gefürchtet haben. Er hat sie ruhig ihre gewohnte Lebensweise weiterführen lassen. Er hat einen Mayordomo, einen Inspektor aus ihren Kreisen genommen. Er achtet die Sitten ihrer Vorfahren ebenso wie sie selbst. Wer von den Männern mit der neuen Zeit mitgehen wollte, war ihm willkommen, wer es vorzog, nach altväterlicher Weise weiterzuwirtschaften, konnte auf seinem Stückchen Heimaterde machen, was er wollte.

Er hatte Conchita von klein auf gelehrt, die Indianer in ihrer Art zu achten und sich nicht hochmütig über sie zu stellen. So war Conchita von klein auf mit den treuen braunen Menschen hier verwachsen. Stundenlang konnte sie als Kind am rauchenden Herdfeuer in den Hütten der Indianerweiber kauern und die flinken Finger am Webstuhl beobachten. Aus selbstgesponnenem Flachs stellten sie Decken und Gewebe her, die sie später auf den Märkten für wenige Pfennige verkauften, um einen Nebenerwerb zu haben.

Nach echt indianischer Weise war „Don Roland" Compadre, Gevatter, zahlreicher Indianersprößlinge und seine Frau die Comadre, Gevatterin. Das brachte ihn — nach der Ansicht der primitiven Seelen der Indianer — in nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu den einzelnen Familien. Für ihre Sprößlinge wußten sie ihn mit verantwortlich, und „Don Roland" nahm es mit seiner Aufgabe eben so ernst wie seine Frau. So richtete er deutsche Schulen auf seinen Besitztümern ein; sie wurden eifrig besucht. Frau Roland und ein paar deutsche Angestellte unterrichteten. Später beteiligte sich auch Conchita. Sowie die jungen In-

dianer sahen, daß ihnen aus der Kenntnis der deutschen Sprache Vorteile erwuchsen, waren sie um so eifriger bei der Sache. Roland hatte dafür gesorgt, daß seine Patenkinder mindestens drei Jahre lang in der Stadt arbeiteten. Die „deutschen Indianer", die Männer und Mädchen von der Rolandfarm, bekamen in der Stadt die besten Stellen. Aber auch die, die nicht abwanderten, sondern auf ihrem Stück Heimatboden blieben, hatten es unter Rolands milder Herrschaft gut. Peone auf der Hazienda „Zu den drei Korkeichen" sein, das hieß wie im Paradies zu leben. Nur unter seinesgleichen erwarb sich Roland durch seine menschenfreundliche Art, seine Leute zu behandeln, wenig Freunde. Die Hazienderos der Nachbarschaft, in der auch di Zapotas Besitzung „Santa Virgin" lag, waren der Ansicht, er verderbe die Leute, weil er sie zu menschlich behandele. Roland ließ sich nicht beirren. Er wich nicht um Handbreite von dem Weg, den er für richtig hielt — er gab lieber freiwillig, als daß er sich von schlecht bezahlten, halb verhungerten Peones das Hemd vom Leibe stehlen ließ. So war er von allen seinen Leuten geliebt. Und diese Liebe hatte sich auf Conchita übertragen. Lächelnd sieht er ihr entgegen. Jetzt ist Conchita heran.

„Na, wo brennt's denn, Kind?"

Conchita ist ganz atemlos. Ihr Gaul tänzelt hin und her, als sie sich zum Vater hinüberbeugt.

„Vati, kommst du mit in die Stadt. Du weißt doch: das Reitturnier. Aber du weißt nicht, wer es veranstaltet. Na, rate einmal. Denk aber an den Jungen, den Peter ..." Rot überflutet ihr Gesicht.

„Du willst mir einen Bären aufbinden, Kind. Peter Ott und Reitturniere veranstalten — unmöglich."

„Aber Vati — Peter Ott doch nicht. Besinnst du dich nicht auf den Namen Friede von Stetten?"

„Mir ist, als ob ich ihn schon einmal gehört habe. Jetzt, wo du's mir sagst, fällt er mir wieder ein."

„Ach, Vati, du behältst auch gar nichts. Das ist doch die Jugendfreundin Peters, die Turnierreiterin. Sie ist in Mexiko City im Cardenas abgestiegen. Sie reitet das Turnier. Im „Corrido" steht alles ausführlich; einen mächtigen Empfang haben ihr die Deutschen in Mexiko City bereitet. Ich muß das Turnier sehen, Vati. Ich will hinüberfahren — und ihr müßt mitkommen."

Sie sagte es leidenschaftlich, so erregt, wie es sonst gar nicht ihre Art war. Der Vater beobachtete sie unmerklich. Was war mit Conchita? War sie immer noch nicht geheilt von ihrer Kinderschwärmerei zu Peter?

Zuerst war sie schmal und blaß gewesen nach Peters Fortgang. Dann schien sie überwunden zu haben. Aber jetzt diese leidenschaftliche Art, in der sie von dem Turnier und dieser deutschen Reiterin erzählte. War Ott vielleicht mit Friede von Stetten zusammen hier? Vielleicht gar mit ihr verheiratet?

„Ist diese Friede von Stetten unverheiratet?" fragte er behutsam.

„Aber ja, Vati. Steht doch überall: Fräulein Friede von Stetten. Also wie ist es? Werden wir zu dem Turnier fahren?"

„Wenn's nicht gleich heute und morgen sein muß, Kind. Du weißt, ich habe hier mit der Beaufsichtigung der Ernte zu tun."

„Nein, Vati, das hat noch Zeit, und ich sag's dir nur, damit du dich einrichtest. Fräulein von Stetten will sich und ihr Pferd erst akklimatisieren und inzwischen eine Reitschule nach deutschem Muster aufziehen."

„Muß ein tüchtiger Kerl sein, daß sie so mir nichts dir nichts hier herüberkommt."

Conchita schwieg.

Ja, sie mußte tüchtig sein, diese Friede von Stetten, und sicher auch sehr schön. Friede von Stetten — Peters Friede. Für Conchita bedeutete dieser Name das Gegenteil — wieviel Unfrieden hatte er schon in ihr junges Leben hineingetragen.

*

Das also war Mexiko City, die geheimnisvolle Stadt der alten Azteken, vor Jahrtausenden geistiger Mittelpunkt einer Kultur, der die Menschen noch heute geblendet gegenüberstanden.

Am Bahnhof war Friede ein überwätigender Empfang zuteil geworden. Der mexikanische Rennverein hatte die Kinder seiner Mitglieder in alte Landestrachten gesteckt, und hoch zu Roß erwarteten sie die deutsche Reiterin. Die Knaben trugen Fähnchen in den Landesfarben, die Mädchen schwarz-weiß-rote Wimpel in den Händen. „Urra, urra, urra", schrie alles, als der Zug langsam in den Bahnhof einfuhr. Potosi hatte Wort gehalten; im „Cardenas" war eine herrliche Zimmerflucht für den Gast reserviert. Lieber hätte er Friede allerdings in seinem eigenen fürstlichen Palast beherbergt, aber die Deutschen hatten sehr merkwürdige Ansichten, über das, was sich schickt. Das hatte ihm Senor Walther in Vera Cruz deutlich genug klargemacht. Daß Friede sich mit rührender Sorgfalt um Fanfare kümmerte und wenig Rücksicht auf den pompösen Empfang nahm, bis sie ihr Tier gut untergebracht wußte, nahm ungeheuer für sie ein. Aber sie war wenig erbaut von der Tatsache, daß Fanfare und Spatz bei Donna Victoria untergebracht werden sollten, denn sie hatte nach allem, was sie gehört, so einiges gegen Donna Victoria di Zapota einzuwenden. Kaum war sie mit Spatz in dem wunderbaren Stall, der Fanfare angewiesen worden war, da nahm sie Spatz beiseite:

„Komm mal her, Fritz, ich habe ein Wort mit dir im Vertrauen zu reden". Sie zog ihn auf die Stufe vor dem Schlafkämmerchen nieder, das Spatz angewiesen worden war. Es war unmittelbar vom Stall aus zugängig. Spatz machte ein erschrecktes Gesicht. Wenn die Herrin „Fritz" zu ihm sagte, war etwas Brenzliches zu bereden. Leise sagte Friede:

„Du hast eine große Verantwortung, Spatz. Unser Pferd darf weder Tag noch Nacht allein bleiben. Wie wirst du das durchhalten? Fanfare ist bei unserer schärfsten Turniergegnerin untergebracht."

„Au Backe", rief Fritz. Dann besann er sich auf den Ernst des Augenblicks und meinte:

„Au verfucht", wodurch er aber seine Ausdrucksweise keineswegs verbessert hatte. Aber Friede, die sonst sehr über Spatzens Bildung wachte, schien diese unkommentmäßige Ausdrucksweise jetzt gar nicht zu beachten. Sie saß schmal und ein klein wenig ängstlich neben Spatz immer noch auf der Stufe. Mißtrauisch musterte sie den jungen Burschen, der dort vorn bei den Pferdeboxen herumhantierte. Ein junger Reitknecht, der hier schon eine ganze Weile herumlungerte. Sie wußte nicht recht, was er wollte. Er machte sich immerfort etwas an den Ställen zu schaffen. Aber etwas Wichtiges tat er nicht. Jetzt rückte er an dem Lederzeug, das dort an der Wand hing. Klein und dunkel war der Bursche. Die Uniform saß ihm merkwürdig prall. Weibisch sah er aus. Aber was ging sie schließlich der Bursche an. Sie war, weiß Gott, schon nervös geworden.

„Also, Spatz, morgen lasse ich mir durch die Botschaft einen zuverlässigen Menschen besorgen, der sich mit dir in die Bewachung teilt." Der fremde Mensch, der sie immer wieder von der Seite betrachtete, irritierte sie geradezu.

„Is wirklich nicht nötig, gnädiges Fräulein, daß Sie sich beunruhigen", versicherte Spatz treuherzig. „Wissen Sie noch, wie Amethyst uns in Wurlitzerode kolikkrank wurde und nur mir an sich ran ließ? Da is es ja auch jejangen, daß ick von det Tier nich wechjing, acht Tage und acht Nächte lang! Ick wer schon nichts versäumen. Und wenn ick aus dem Stall jehe, schließe ick hinta mir ab."

„Wir wollen doch lieber vorsichtig sein, Spatz."

Friede strich Spatz gerührt über das struppige Haar. Der junge Bursche dort in der Ecke lächelte hämisch. Friede fuhr unmerklich zusammen; dann ärgerte sie sich über sich selbst. Sie wollte nun endlich wissen, warum dieser junge Mexikaner sie immerfort anstarrte. Energisch erhob sie sich, klopfte die Strohhalme von ihrem Rock und wollte gerade in ihrem allerdings sehr dürftigen Spanisch den Jungen drüben anpfeifen, da huschte der aber auch schon dem Ausgang zu. Etwas wie Haß lag in seinen samtschwarzen Augen.

„Also, Fritz", Friede sagte es noch einmal sehr ernst, „du weißt nun Bescheid. Bis die neue Wache da ist, halte die Augen offen und laß Fanfare so wenig wie möglich unbeaufsichtigt. Reiten werde ich das Pferd zunächst sehr wenig, und auch du läßt es nur im Tritt oder im Arbeitsgalopp in der Halle unter dir laufen. Alles klar, Spatz. Du weißt Bescheid?"

„Ehrensache, gnädiges Fräulein."

„Gut". Sie reichte ihm die Hand. „Wenn irgend etwas ist, benachrichtigst du mich im „Cardenas". Hier ist die Nummer. Ich habe sie dir so aufgeschrieben, wie du sie auf

spanisch aussprechen mußt. Begriffen? Heute Abend komme ich noch einmal nachsehen. Futter ist doch einwandfrei?"

„Schmeckt mir prima, gnädiges Fräulein. Unsere Stallwache, Leonardo, der gut deutsch spricht, hat mir erzählt, daß ein französischer Koch hier kocht."

Da mußte Friede doch hell auflachen. Spatz sah sie verdutzt an. Endlich dämmerte es ihm.

„Ach so, gnädiges Fräulein meinten das Futter für den Jaul? Det Heu is weich wie Seidenfäden und der Häcksel ooch prima primissima."

(Fortsetzung folgt.)

Hauptmann von Crety.

Eine Altbromberger Erinnerung.

Von Friedrich Just.

Der Dorfkirchhof in Sienno außerhalb des Gutsdorfes ist immer aufs schönste gehalten und gepflegt, daß man seine Freude daran haben kann. Wie immer bleibe ich, wenn ich durch die Gräberreihen gehe, vor dem eisernen Grabkreuz in der Mitte sinnend stehen. Darauf steht zu lesen: „Wilhelm von Crety, Königl. Preuß. Oberst, geb. 6. Juli 1802, gest. 27. Octob. 1883."

Wie war dieser Oberst auf den Dorffriedhof gekommen? Nach mündlichem Bericht hatte der Oberst einst als junger Offizier um eine Tochter seines Kommandeurs angehalten. Der Vater hatte mehrere Töchter, anscheinend den Namen der auserwählten nicht recht verstanden und die älteste zugesagt. Das war nun zwar nicht nach dem Herzen des Bewerbers, aber der konnte es nicht über sich bringen — aus welchen Gründen, weiß man nicht mehr —, die Herzensfrage richtig zu stellen und — heiratete die ungeliebte Älteste. Es wurde keine rechte Ehe, und schließlich trat eine völlige Trennung ein. Als von Crety den Dienst quittierte, mußte er die Pension seiner Frau, die in Berlin lebte, geben und blieb selber mittellos. Da öffnete ihm sein Freund, der Oberst von Born, in Sienno eine Bleibestätte. Hier hat er über zwei Jahrzehnte lang gelebt. Trotz seiner Mittellosigkeit hatte er seine noble Großzügigkeit beibehalten. So machte er seinen Gastgebern an Geburtstagen und sonstigen Festlichkeiten immer die großartigsten Geschenke. Und nachher hatten die Beschenkten das — Vergnügen, die Rechnungen für die Geschenke zu bezahlen.

Beim Durchblättern der „Geschichte des Infanterie-Regiments von Borcke (4. Pommersches) Nr. 21. 1813 bis 1889", das von 1854 bis 1857 der Oberst Friedrich von Fallois in Bromberg und Thorn als Kommandeur geführt hatte, stieß ich auf den Namen von Crety. Also bei diesem Regiment hatte der gestanden, der unter dem Kreuze auf dem Gutsfriedhofe begraben liegt.

Das Infanterie-Regiment Nr. 21 war mit dem ersten Bataillon und seinem Stabe 1846 nach Bromberg gekommen. Die beiden anderen Bataillone waren anderswo stationiert, das zweite in Graudenz, das Füsilierbataillon in Gnesen. 1856 verließ der Stab Bromberg und bezog mit dem 1. und 2. Bataillon Thorn. 1860 kam der Stab und das 1. Bataillon zu dem Füsilierbataillon nach Gnesen, während das 2. Bataillon Inowroclaw bezog. 1864 siedelte das ganze Regiment wieder nach Bromberg über. 1884 verließ das 2. Bataillon Bromberg, 1885 das Füsilierbataillon und 1887 mit dem 1. Bataillon und dem Regimentsstabe das ganze Regiment, und nun endgültig, und bezog Thorn als Garnison.

In dieser Regimentsgeschichte kommt in den Ranglisten von 1820 an von Crety immer wieder vor. Er ist Inhaber der Rettungsmedaille und einer Dienstauszeichnung. Eine besonders eingehende Charakteristik ist ihm gewidmet. Die setze ich als eine Altbromberger Erinnerung hierher.

„Das durch die Umgestaltung der Armee so tief in alle Verhältnisse einschneidende Jahr 1860 hatte dem Regiment auch seinen ältesten Offizier, den Oberstleutnant und Kommandeur des 1. Bataillons, Karl von Crety,*) genommen. Im Jahre 1819 als Portepeefähnrich aus dem Kadettenkorps zum Regiment versetzt, wurde er 1822 zum Sekondleutnant befördert und gehörte seitdem ununterbrochen dem Regiment an. Er war das Musterbild eines Offiziers, insbesondere eines Kompaniechefs der alten Zeit, welche sich in ihm geradezu verkörperte. Als Hauptmann lebte er fast nur für seine Kompanie, deren sämtliche Leute er so genau kannte, daß er auch über die häuslichen Verhältnisse, die Freuden und Sorgen derselben stets unterrichtet war und vorkommendenfalls half, so gut er konnte. Wie mancher trostbringende Brief Cretys, mit seinen zolllangen, zitterigen Buchstaben geschrieben — „Perlschrift" nannte sie der junge Lieutenant — ging an den Landrat des Kreises ab, wo die Heimat des Hilfsbedürftigen war! Diese stete Bereitwilligkeit zu helfen, war ein schöner Zug in Cretys Charakter. Schon als junger vermögensloser Offizier machte er es möglich, aus den Ersparnissen seines wahrlich bescheidenen Gehalts nahe Verwandte zu unterstützen, und wie manchem Kameraden ist er ein rettender Freund gewesen!

Daß seine Leute ihn, trotz des Ernstes und der Strenge, die er allerdings im Dienste zeigte, innig verehrten, gaben sie ihm in ihrer schlichten Weise oft zu erkennen, und das gewährte ihm Ersatz für mancherlei Ungemach im Privatleben.

Die Exerzier-Ausbildung der 1. Kompanie war das Vollendetste, was man sich vorstellen konnte. So ungefähr konnte man sich die Dressur der alten Soldaten Friedrich Wilhelms I. denken; eine fernere Ähnlichkeit konnte man auch in dem Vorhandensein verheirateter Gefreiten, sowie in der Schönheit und Größe der Leute — das erste Glied rangierte meist mit 7 Zoll aus — finden. Die Kompanie war das Kleinod an dem Crety unausgesetzt feilte und putzte und welches derartig mit seinem Herzen verwachsen war, daß, als am 2. Mai 1848 bei Sokolowo die Kompanie ins Gefecht rückte, Crety aus gepreßtem, väterlichem Herzen in den Ruf ausbrach: „Meine schönen Leute!" Das hinderte indeß nicht, daß die „schönen Leute" und ihr Chef sich vortrefflich schlugen. Vor Beginn des Gefechts hatte Crety fürsorglich die kleinsten, häßlichsten und die am meisten bestraften Leute in den Schützenzug gesteckt, um sie auf diese Weise zuerst an den Feind zu bringen. Auch der berühmte Gefreite Butterbrod, der 16zöllige, langjährige Flügelmann und Familienvater, bewährte sich, und da ferner das Rot der Aufschläge, welche der vorsichtige Kompaniechef mitten im Gefecht hatte umschlagen lassen, wenig gelitten, so war das Resultat des 2. Mai für die 1. Kompanie ein durchaus befriedigendes. Diese Eigenschaften kennzeichnen den Mann, der auch im Gefecht das Kleinste nicht vergißt.

Wurden Leute der Kompanie während der beschwerlichen Märsche jener Zeit schlapp, so galt Cretys erster Gedanke den Röcken; der eindringlichen Mahnung, sich um Gotteswillen nur nicht den Rock schmutzig zu machen, folgten dann immer die Worte: „Haltet euch ja die Troddel zu, Kinder, damit niemand sieht, daß ihr von der 1. Kompanie seid!"

Die Ausbildung seiner Kompanie auf dem Exerzierplatz übertraf diejenige außerhalb desselben bei weitem; dies lag aber daran, daß die damalige Zeit in Hinsicht auf den Felddienst, das Gefechts-Exerzieren und Schießen viel geringere Ansprüche stellte als die heutige. Kam es doch vor, daß eine Kompanie drei Stunden lang nur „Bauern" oder „Deserteure" — das heißt das Anrufen solcher durch die von 20 zu 20 Schritt auf dem Exerzierplatz aufgestellten Doppelposten — übte und dies ganz unbefangen „Felddienst" nannte. Indeß waren dies auch damals Ausnahmen, die scharf gerügt wurden, wenn es auch begreiflich ist, daß die unberittenen oft bejahrten Kompaniechefs nur selten Neigung zeigten, dem Felddienst mehr Zeit einzuräumen, als durchaus notwendig war.

Die Erfolge, die Crety im Dienste erreichte, waren teilweise auch dem Umstande zuzuschreiben, daß er in Allem, was er von seinen Leuten verlangte, selbst ein Vorbild war, und mag es deshalb gestattet sein, uns kurz auch mit seiner äußeren Erscheinung zu beschäftigen. Derselbe war kaum mittelgroß, von eleganter Figur und Haltung, ein Beherrscher aller technischen Details des Exerzitiums, welches er, wie man sagte, täglich vor dem Trumeau übte. In jüngeren Jahren war er ein flotter Tänzer, später Besitzer schöner Pferde — sein bekannter Schimmel „Diamant" —, ein guter Reiter, was damals, wo die Mehrzahl der Kompaniechefs unberitten alt wurde, mehr bedeutete als jetzt. Im Anzuge zeigte sich Major von Crety stets als ein

---

*) Auch im Siennoer Kirchenbuche steht Wilhelm als Rufname, wie auf dem Grabkreuz.

Muster der Eigenheit; er konnte nervös werden, wenn er auf das Gegenteil stieß. Im Herbst 1845 nahm Friedrich Wilhelm IV. in der Nähe des Dorfes Sinslow bei Stargard die Parade über das 2. Armeekorps ab. Dieser Ehrentag verlief insofern ziemlich unbefriedigend, als es 36 Stunden vorher ununterbrochen geregnet hatte und während des Marsches zum Paradefelde noch weiter regnete. Der schwere Boden der dortigen Gegend wurde zu einer Schlammasse und war die Erscheinung des Regiments daher keine parademäßige; der Anstrich des Lederzeugs war vollständig heruntergewaschen, die weißen Hosen klebten wie Trikots an den Beinen und zeigten sich bis über das Knie mit einer Schlammkruste überzogen. In dieser Verfassung vor der schönsten Kompagnie des Armeekorps den Vorbeimarsch des Regiments zu eröffnen, erschien Crety unmöglich. Rasch entschlossen, streifte er angesichts der Truppen seine Beinkleider herunter und legte ein frisches, vorsorglich mitgebrachtes Paar an, freilich nur mit dem Erfolge, daß nach fünf Minuten von der Verwandlung nichts mehr zu bemerken war.

Die stete Aufmerksamkeit, die Crety auf sein Äußeres verwandte, brachte es mit sich, daß die Dauer der täglichen Toilette keine geringe war; der junge Kamerad ließ es sich trotz seiner Hochachtung natürlich nicht nehmen, zu berechnen, wieviel Zeit das Ordnen des Bartes, des freilich spärlichen Hauptthaares usw. erforderte.

Cretys lebhaft gerötetes Antlitz — er war Fanatiker in der Anwendung des kalten Wassers von außen und innen — mit der schmalen Stirn und stark vorspringender Nase, drückte Güte und Wohlwollen aus, und war er in der Tat ein edeldenkender, gutherziger Mann, ein liebenswürdiger Kamerad, dem es ein besonderes Vergnügen gewährte, in der Garnison und im Lager ausgedehnte Gastfreundschaft zu üben.

Eine hervorragende geistige Begabung hatte Mutter Natur ihm nicht verliehen, auch das Maß seiner Schulkenntnisse war nicht größer als das, welches die damalige Zeit ihren Kindern gewöhnlich mitgab; aber jenes Defizit wurde aufgewogen durch ein reichliches Plus der besten Eigenschaften des Charakters und Herzens.

Nach langer Dienstzeit wurde Crety Major, dann Kommandeur des 1. Bataillons. Daß der pflichttreue, im Dienste bewährte Mann als solcher auch Tüchtiges leistete, ist selbstverständlich. Aber auch seine besten Freunde, die durch seine früheren Leistungen verwöhnt waren, meinten doch, einen Unterschied gegen früher zu bemerken. Er war eben der Kompaniechef der alten Schule par excellence gewesen, und nun trat die neue Zeit mit ihren so veränderten und erhöhten Ansprüchen an den alten Soldaten heran, der wie immer die strengsten Anforderungen an sich selbst stellte. Dazu kam auch wohl ein natürliches Nachlassen der bisherigen Spannkraft, genug: v. Crety faßte denjenigen Entschluß, der ihm wohl der schwerste seines Lebens gewesen ist; er legte im Jahr 1860 die Uniform seines geliebten Regiments ab, welche er über 40 Jahre mit Ehren getragen hatte, und trat, begleitet von den treuesten Wünschen des ganzen Offizierkorps, mit dem Charakter als Oberst in den Ruhestand über.

Als das Regiment im Jahre 1883 sein 70jähriges Stiftungsfest beging, erschien auch der ehrwürdige 81jährige Oberst a. D. von Crety als ältester damals noch lebender Soldat desselben. Wenn der Veteran bei dieser Gelegenheit der Gegenstand besonderer Verehrung war, so war er zur Empfangnahme derselben wohl berechtigt; denn diese Huldigung erschien nur als ein Akt der Dankbarkeit, den das jüngere Geschlecht dem letzten Vertreter einer vergangenen Zeit und den Mannen der langen Reihe treuer Regimentskameraden darbrachte, welche in mühseliger und einförmiger Friedensarbeit den Geist der Hingebung und Pflichttreue groß gezogen, der sich in der Neuzeit so herrlich offenbart hat.

Cretys Lebensabend wurde verschönt durch die herzliche Freundschaft, welche ihn mit dem Rittergutsbesitzer Oberst von Born auf Sienno bei Bromberg verband. Dort verlebte er, auch nach dem Tode desselben, den größten Teil des Jahres; dort ist er im Jahre 1883 zur letzten Ruhe gebettet worden, in Gegenwart seines alten Offizierskorps, welches unter Führung des Obersten von Stefart vollzählig von Bromberg herübergekommen war, um dem heimgegangenen Kameraden die letzte Ehre zu erweisen.

Ehre und Dankbarkeit über das Grab hinaus gebührt solchen Männern, den Vorarbeitern der großen Zeit, denen es versagt war, selbst die Früchte ihrer Mühen einzuernten.

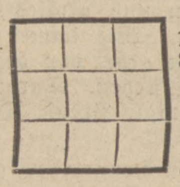
Seinem alten Offizierskorps hinterließ Oberst von Crety die ihm bei seinem Scheiden aus demselben einst gewidmete goldene Tabaksdose, welche noch heute als Reliquie in Ehren gehalten wird."



Rätsel-Ecke



Zahlen-Rätsel.



Die Zahlen 290, 200, 202, 190, 102, 100, 98, 10 und 8 sind derart in nebenstehende Felder zu setzen, daß die drei senkrechten, sowie die drei waagerechten Reihen, je die Summe „400" ergeben.

*

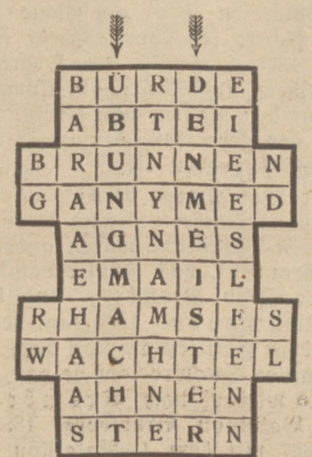
Besuchskarten-Rätsel.

Peter Panz
Ulm

Aus den Buchstaben dieser Besuchskarte ist durch Umstellung der Buchstaben der Beruf des Mannes herauszufinden.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 164.

Füll-Rätsel:



= Übung macht den Meister.

*

Besuchskarten-Rätsel: Glueckliche Reise!

*

Scherz-Rätsel:

Achtung!
Beachte täglich eins aufs Neue:
Du Elfchen, bleib' gewogen mir,
Und zweifle nicht an meiner Treue,
Die Dir mein Herz schenkt für und für.
Dein Stephan.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.